Das Volk der Süd-Sakalava [1]).

Nach den Forschungen der norwegischen Missionare L. Roestvig und A. Walen bearbeitet von G. Kurze.

II. Äufsere Erscheinung. Wohnungen. Genufsmittel. Soziale Verhältnisse.

Kein anderer Stamm auf der Insel Madagaskar kann sich mit den Sakalava hinsichtlich der Gröfse und Leibesstärke messen. Ihre Haltung ist stolz und zeugt von einem hohen Grad von Selbstbewufstsein. Im Gegensatz zu den hochgewachsenen Männern sind indes die Frauen klein, dabei aber ebenfalls wohlgeformt und von guter Figur. Die Gesichtszüge der Sakalava sind freilich nach europäischen Schönheitsbegriffen nicht eben anziehend, da das Charakteristische derselben in den hervortretenden Kinnbacken, der breiten Nase und den dicken Lippen besteht; die Hautfarbe variiert zwischen dunkelbraun oder graubraun und hellbraun. Während bei einigen Sakalava das Haar kurz und kraus ist, hat die Mehrzahl langes, straffes und dunkles Haar. Kein Sakalava, um dies gleich zu erwähnen, hat das Recht, nach eigenem Gutdünken sein Haar abzuschneiden; denn das kurzgeschorene Haar ist das Zeichen für Landestrauer, welche sich nur an den Tod des Königs oder eines der Glieder der königlichen Familie anschliefst. Seiner Trauer über einen Todesfall im eigenen Haushalte auf die gleiche Weise Ausdruck zu geben, ist streng verboten. Die Bevölkerung des Sakalavalandes verwendet im allgemeinen grofse Sorgfalt auf die Ordnung der Kopfhaare. Im Laufe des Nachmittags wird man überall vor den Hütten der Eingeborenen Männer, wie Frauen, in diese wichtige Beschäftigung vertieft finden. Die Frauen sitzen mit ausgestreckten Beinen auf der blofsen Erde und haben vor sich den Kopf der betreffenden Person, welche nach den Regeln der Kunst gereinigt und geschmückt werden soll. Missionar Walen sah eine Frau an der Haartour ihrer Freundin vom frühen Morgen bis in die späten Abendstunden arbeiten, und doch war der Haarschmuck damit noch nicht beendigt. Mit einem Hölzchen reinigt man die Haare, und da öfters ein gröfserer Zwischenraum zwischen solchen Reinigungsarbeiten liegt, so ist es kein Wunder, dafs auf der Kopfhaut mancherlei jagdbares Wild sein Wesen treibt. Sowohl junge Mädchen, als alte Weiber übernehmen mit grofser Gelassenheit für ihre Verwandten, guten Freunde und Nachbarn den Liebesdienst, dieselben von ihren Quälgeistern zu befreien. Ist das Haar gereinigt, so bindet man es in dünne Zöpfe, welche sich in Ringform um den Kopf ziehen, und zuguterletzt wird oft der ganze Kopf mit Talg eingerieben, so dafs er wie ein grofser Fettklumpen aussieht. Es geschieht dies teils aus Gründen der — Reinlichkeit,

1) Siehe „Mitteil. d. Geogr. Ges. (Jena)“ Band V, S. 115—128.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

teils um der angeborenen Verschönerungssucht Genüge zu thun. An warmen Tagen schmilzt das Fett und rinnt am Körper hernieder, der auf diese Weise vor den Einwirkungen der Sonnenstrahlen etwas geschützt wird. Die Sakalava haben überhaupt besondere Begriffe von Reinlichkeit, daher ihnen auch eine solche Mischung von Schweifs und Fett mit ihrem fürchterlichen Duft als etwas ganz Selbstverständliches erscheint. Wenn ein so überkleisterter Sakalava sich nun auch dann und wann in das Meer oder in einen Flufs hineinstürzt oder sich ein paar Kübel Wasser über den Kopf giefst, so ist es klar, dafs die dadurch erzielte Reinlichkeit unsere zivilisierten Ansprüche nicht befriedigt. Derartige Reinigungsprozeduren sind übrigens nicht so sehr selten. Am Morgen kann man Männer und Frauen den Mund voll Wasser nehmen sehen, welches sie danach in die Hände ausspeien, um schliefslich damit die Augen und das Gesicht zu waschen. Der Mund wird übrigens sowohl am Morgen, als auch nach den Mahlzeiten sorgfältig ausgespült.

Die Kleidung der Sakalava ist, wie man es bei den dortigen Wärmeverhältnissen nicht anders erwarten kann, eine spärliche, aber bei weitem noch nicht so dürftig wie bei den Sulukaffern und vielen andern wilden Völkern. Die nationale Siki und Sadia, welche die Männer tragen, besteht aus einer langen Schärpe oder einem schmalen, 5 Meter langen Streifen Baumwollenzeug, das von den Sakalavafrauen selbst angefertigt wird. Diese Sadia wird um die Hüften geschlungen und zwischen den Beinen durchgezogen, so dafs den Forderungen des Anstandes damit Genüge gethan wird; Oberkörper und Beine bleiben unbedeckt, während vorn und hinten die beiden Enden der Sadia lang herabhängen, so dafs die Sakalava von weitem wie doppelgeschwänzte Wesen aussehen. In der letzten Zeit hat man angefangen, an Stelle der Sadia einen Streifen Leinwand zu verwenden, welcher um den Leib geschnürt wird. Will ein Eingeborener Festtoilette machen oder seine Freunde und Bekannten aufsuchen, so wirft er über seine Schultern eine grofse Lamba von dem Format eines Betttuches, womit der ganze Oberkörper verhüllt wird. Erst in einer solchen Tracht fühlt sich der Sakalava in seiner ganzen Würde. Die Ehre eines Mannes hängt nicht zum geringsten Teile mit davon ab, dafs er seiner schönen Lamba den rechten Faltenwurf zu geben versteht; dieselbe mufs, wenn sie wirklichen Wert haben soll, einheimisches Fabrikat sein; doch mufs sie jetzt immer mehr den importierten Baumwollstoffen weichen, die an Wert und Dauerhaftigkeit an das Landeserzeugnis bei weitem nicht heranreichen. Die Kleidung der Frau ähnelt der des Mannes; nur benutzen die ersteren Siki von gröfserer Breite, welche um Hüften und Leib geschnürt werden und öfters bis über die Kniee herabreichen. Während diese Siki für gewöhnlich genügen mufs, schlingt jede Sakalavafrau, die nur einigermafsen etwas repräsentieren will, über die Siki noch eine Lamba, die um die Taille fest geschnürt wird, und bei besonderen Gelegenheiten gehört zur weiblichen Galatoilette aufserdem eine zweite Lamba, die über die Schultern geworfen wird. Kopf und Füfse bleiben immer unbedeckt. Die Kinder gehen bis zu dem Alter

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

von 8—10 Jahren nackend; höchstens, dafs man sie einmal in Lumpen einherstolzieren sieht.

Wie die meisten Naturvölker sind auch die Sakalava für Schmuck und Putz sehr eingenommen; freilich macht sich diese Vorliebe bei einem so rohen Volk auf wenig geschmackvolle Art geltend. In erster Linie gehören zum nationalen Schmucke schwere silberne Armbänder, nach denen Männer und Frauen mit gleicher Begierde trachten. Ein Reicher pflegt eine grofse Anzahl solcher Armbänder zusammenzuscharren, je mehr, desto besser; denn bei festlichen Gelegenheiten macht man damit Staat. Ja selbst, wenn es zu Grabe geht, schmücken diese Armbänder den Sakalava, und zwar sowohl den Reichen, wie den Ärmsten, nur dafs die ersteren deren natürlich mehr mit in die Gruft nehmen. Die Armbänder sind übrigens das Erzeugnis einer völlig einheimischen Industrie und werden von Sakalava-Silberschmieden in sehr geschmackvoller Weise hergestellt. Wenn auch von auswärts Perlen und unechte Goldwaren eingeführt werden, so erfreuen sich doch nur echte Schmucksachen der Anerkennung im Lande. Männer, Frauen und Kinder schmücken sich mit Perlenschnüren um Hals, Arm und Beine, auch über Schultern und Brust hängen sie eine Menge Perlen. In den Ohren tragen die Frauen gern Goldschmuck; daneben lieben sie es besonders, ihren Perlenhalsbändern ein englisches Pfundstück anzufügen, welches dann noch extra an einem Zopfe befestigt wird. Die Männer dagegen schmücken die Stirn gern mit einer sehr geschätzten glänzendweifsen Muschel. Um einigermafsen den Sakalavageschmack kennen zu lernen, mufs man ein „bemaltes", mit den besten Stoffen und feinen Armbändern und Goldsachen geschmücktes Sakalavamädchen in Augenschein nehmen. Letztere pflegen nämlich öfters ihre dunkle Gesichtsfarbe durch aufgelegtes Gelb oder Weifs zu verschönern, indem sie Stirn und Wangen mit gleichlaufenden Streifen oder Kreisen bemalen und um die Augen Ringe ziehen. Da eine hohe Stirn bei den Sakalava als besonderer Schmuck gilt, so rasieren sie den vorderen Teil des Kopfes und schmieren ihn mit Fett ein, sodafs die betreffende Partie denselben Glanz wie die Stirn zeigt. Auch den, übrigens nur kümmerlich gedeihenden, Bart pflegt der Sakalava zu rasieren oder auszuzupfen. Zu letzterem Zwecke trägt er eine kleine Zange an einer Schnur um den Hals, und sobald der Besitzer einer solchen sich auf der Erde niedergelassen und mit seinen Freunden eine gemütliche Plauderstunde begonnen hat, tritt unvermerkt auch jene Zange in Thätigkeit.

Einen sehr bescheidenen Eindruck machen die Wohnungen der Sakalava; denn das Baumaterial der in Rechteckform errichteten Hütten besteht im wesentlichen aus Rohr und Schilf, abgerechnet einige Pfosten, auf welchen Dachbalken und Sparren ruhen. Auf der Giebelseite befindet sich die Thür oder vielmehr das Loch, welches deren Stelle vertritt; denn es ist so niedrig und eng, dafs man nur kriechend ins Innere gelangt. Reine Kleider darf man nicht anhaben, wenn man in einer Sakalavawohnung einkehrt; denn dieselben würden sofort mit fettigen und anderen unangenehmeren Stoffen Bekanntschaft machen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

Treten wir in ein Haus ein, so bekommen wir nicht immer eine reine Matte zum Daraufsitzen vorgelegt; nach Volkssitte bleibt uns dann keine andere Wahl, als uns auf den Sand oder die blofse Erde zu setzen, welche den Fufsboden von zweifelhafter Reinlichkeit bildet. Nach einem Stuhle oder erhöhten Sitzplatze schauen wir uns vergeblich um, da die Sakalava mit untergeschlagenen Beinen auf der Erde sitzen; als Tisch dient eine auf dem Boden ausgebreitete Matte, und auch diese gilt oft als Luxusartikel; denn wenn die Essenszeit herannaht, ist es dem Sakalava gleichgütig, ob die Schüssel auf eine Matte oder in den blofsen Sand gestellt wird. Das Bett wird durch eine Pritsche repräsentiert, welche die ganze Breite des Hauses einnimmt. Auf diesem harten und unebenen Lager, welches meist aus jungen Bambusrohr zusammengebunden ist, hält der Hausherr sein Mittagsschläfchen und seine Nachtruhe. Gehört das Haus einem reichen Sakalava, so besitzt auch die Hausfrau ein solches Bett, während dagegen Kinder und Gesinde teils auf Matten, teils auf der nackten Erde schlafen, ohne andere Bedeckung, als die tagsüber etwa getragenen Lumpen darbieten. Die ganze Bettwäsche beschränkt sich bei dem erwachsenen Sakalava auf ein kleines, mit einer Art Baumwolle ausgestopftes Kopfkissen, welches von dem mit Fett eingeriebenen Kopfe ein abscheuliches Aussehen und Aroma annimmt. Das Herdfeuer wird mitten im Hause angezündet, wobei es dem Rauche überlassen bleibt, sich einen Ausweg durch die Thüröffnung oder die zahlreichen Löcher im Dache zu suchen. Für den Europäer ist der Aufenthalt in einem Sakalavahause dadurch sehr erschwert; die Eingeborenen freilich machen ihre Späfse über die schlechten Augen der Weifsen, die nicht einmal ein wenig Rauch vertragen können. An der einen Längsseite des Sakalavahauses finden wir noch ein Rohrgestell angebracht, auf welchem der Speisevorrat der Familie aufbewahrt wird. Weiter entdecken wir in einem Winkel einen Kochtopf von einheimischer Arbeit; europäisches Fabrikat lieben die Eingeborenen deshalb nicht, weil das Fleisch darin beim Kochen sein schönes Aussehen einbüfse. Ein anderes, von den Sakalavafrauen verfertigtes Hausgerät, das wir in jeder Wohnung antreffen, ist ein Wasserkrug. Haben wir dann noch einen Speer und ein Gewehr in der einen Ecke und an den Wänden ein paar Zaubermittel in Augenschein genommen, so sind wir damit über die gesamte Hauseinrichtung eines Sakalava orientiert. Was die Bewohner des Hauses anlangt, in das wir eintreten, so sitzt vielleicht die Hausfrau unbekleidet auf dem Erdboden mit einem Säugling im Arme, und der Sorge im Herzen, dafs der fremde Gast ihren Liebling verzaubern könnte; der Hausherr macht sich nützlich, indem er sein Gewehr und seinen Speer mittelst Sand und Wasser putzt, während die gröfseren Kinder mit ihren Fingern aus einem am Feuer stehenden Topfe sich Maisklumpen herauslangen und die Sklavinnen mit scheuen Blicken ihre Neugierde befriedigen.

Auch in bezug auf die tägliche Kost stellt der Sakalava keine grofsen Anforderungen ans Leben. Als Nahrungsmittel dienen gewöhnlich Mais, Reis, Maniok und andere stärkemehlhaltige Wurzeln,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

während Fleischgerichte zu den Seltenheiten gehören. Die längs der Küste wohnenden Sakalava betreiben wohl ein wenig Fischerei und lieben auch die Fischkost sehr, aber aufs Meer geht es erst, wenn die andern Nahrungsmittel zu Ende sind; solange sie noch einen Korb Mais zu Hause haben, schwelgen sie im süfsen Nichtsthun, wenigstens an den Nachmittagen. Den Vormittag über arbeiten sie in ihren Pflanzungen, in welche sie am frühen Morgen hinauswandern; zu Mittag kommen sie dann müde und hungrig wieder heim. Wer es ermöglichen kann, faulenzt, indem er die mehrstündige Arbeit im Felde seinen Hausgenossen überläfst. Zeitweise können die Sakalava auch einen grofsen Eifer im Arbeiten entwickeln, wenn es gilt, Bohnen und Mais zu bauen, um mit deren Erlös bei den Händlern an der Küste europäische Waren einzukaufen. Am Nachmittage, wenn die einzelnen vom Felde oder vom Fischfange heimgekommen sind, wenn Sklavinnen oder freigeborene Frauen Wasser und Holz herbeigetragen haben, entwickelt sich ein gemütliches Leben und Treiben. Da sitzen in einzelnen Gruppen die Familien meist vor ihren Hütten um den Kochtopf herum, andere sind damit beschäftigt, in grofsen Holzmörsern Mais und Reis zu stofsen, während eine dritte Gruppe mit kleinen Schwingen eifrig Spreu und Körner voneinander sondert, worauf die beiden Körnerarten im Wasser weichgekocht und ohne weitere Zukost verspeist werden. Bei Fischgerichten nimmt der Sakalava mit den Fingern die einzelnen Stücke aus dem Topfe und steckt sie einfach in den Mund, ohne etwas anderes dazu zu geniefsen; gerade so macht man es mit dem übrigen Fleische. Nach Sauberkeit fragt niemand beim Zerlegen eines Tieres; die einzelnen Fleischstücke kommen in den Schmutz zu liegen und ungewaschen in den Kochtopf; sie würden nach der Ansicht der Eingeborenen durch eine solche Reinigungsprozedur nur ihren guten Geschmack verlieren. Da man kein Tier abzuziehen pflegt, so geniefst man das Fleisch mitsamt der Haut, was die Sakalava für eine besondere Finesse halten; ja man giebt sich nicht einmal immer die Mühe, die Haare abzusengen. Auch die Eingeweide werden nicht verachtet, und öfters kann man vornehme Sakalavafrauen sehen, welche einen Teil der Eingeweide hinter sich drein nach Hause schleppen, wo dieselben, nach einer gelinden Bekanntschaft mit warmem Wasser, mit gutem Appetit verzehrt werden.

Verschiedene Nahrungsmittel gelten bei den Sakalava als „fali“ (verboten, heilig). So ist beispielsweise Schaffleisch für viele Eingeborene ein verbotener Genufs. Wer das Verbot übertreten wollte, wäre in ihren Augen sicher ein Todeskandidat. Fragt man nach dem Grunde gerade dieses Verbotes, so wird einem folgende Geschichte aufgetischt. Vor alten Zeiten lebte im Sakalavalande eine Familie in grofsem Glück und Wohlergehen; eine liebe Tochter, die sich in gesegneten Umständen befand, safs eines Tages ruhig vor ihrem Hause, als ein grofser Widder auf sie lossprang und sie mit seinen Hörnern tötlich verletzte. Kaum hatte sich das Grab über ihr geschlossen, als ihr Vater, der zu den Grofsen und Mächtigen des Landes zählte, sein ganzes Gefolge zusammenberief und nach vorhergegangenen Opfern das Geschlecht der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

Schafe auf immer verfluchte; die Geister seiner verstorbenen Väter sollten genau darüber wachen, dafs niemand mehr von seinem Geschlecht ungestraft Schaffleisch esse. Tod und Verderben wurde denen angedroht, welche dieses Verbot übertreten würden. Wer nun auf irgend eine Weise mit jenem alten Geschlecht in Verbindung zu stehen glaubt, und es sind dies fast alle Sakalava, fürchtet sich vor dem Genufs des Schaffleisches, wie vor einer Todsünde. Einmal trug's sich zu, dafs ein gieriger Sakalava die Frau des Missionar Roestvig, die gerade Schaffleisch zubereitete, um Fleisch anbettelte. Mit grofsem Behagen verzehrte er seine Portion, als ein Dienstbote ihn lachend frug, ob er wohl wisse, was das für Fleisch sei. Da schrie er voller Schrecken: „Wohl gar Schaffleisch! Will Madame mich töten?" Sofort steckte er die Finger in den Mund und brauchte alle Mittel, um das Unglücksessen wieder loszuwerden. Schliefslich rannte er nach Hause und opferte einen weifsen Hahn für seine Todsünde und — blieb am Leben; aber seine Landsleute liefsen es sich nicht abstreiten, dafs er dem Tode nahe gewesen sei. Leider gehören zu den vielen Dingen, die „fali" sind, nicht auch Branntwein und Munition. Es ist gleichgültig, wie viele sich zu Tode saufen; kein Sakalava verflucht den Branntwein auf ewige Zeiten.

Auch auf der Sakalavaküste wird ein gut Teil Rum aus Europa eingeführt; es ist dies einer der widerlichsten Handelsartikel; denn nichts bringt den Eingeborenen so herunter und macht ihn für jeden guten Einflufs unempfänglich als das scheufsliche Getränk, das unter dem Namen Rum geht. Übrigens verstehen es die Sakalava auch, selbst Spirituosen zu bereiten, besonders mufs dazu Zuckerrohr Dienste leisten, aufserdem Tamarinden- und Palmnüsse, Mais, Bananen u. s. w. Woher sie diese Kunst haben, weifs niemand; nur so viel ist gewifs, dafs die Sakalava schon spirituöse Getränke kannten, ehe sie mit Europäern in Berührung kamen. Wirkliche Trunkenbolde findet man selten — aufser unter den königlichen und fürstlichen Häuptern. Ergiebt sich ein gewöhnlicher Mann dem Trunke, so pflegt man von ihm zu sagen: „Er spielt sich auf den König hinaus!" Das weibliche Geschlecht nimmt wohl auch gelegentlich einen Schluck Branntwein; aber sehr selten sieht man eine Frau betrunken, es müfsten denn die Frauen eines Königs sein, die auch in dieser Beziehung zum Tier herabsinken. Bisweilen kann man beobachten, wie Mütter ihren Kleinen starke Getränke einflöfsen, und Vater und Mutter strahlen vor Freude, wenn ihre Kinder in diesem Punkte bereits etwas vertragen können. Der Tabak gilt als Genufsmittel für Männer und Frauen; ja kleine Mädchen sind schon darauf erpicht. Zum Rauchen wird der Tabak übrigens wenig gebraucht; man schneidet vielleicht einmal ein Stück Bambusrohr ab, stopft das offene Ende voll Tabak und schluckt dann nach dem Anbrennen den Rauch halb hinunter, halb bläst man ihn durch die Nasenlöcher in die Luft. Die gewöhnliche Verwendungsweise aber ist die, dafs man den Tabak zu Pulver mahlt, letzteres zwischen Lippen und Zähne bringt und den Saft daraus hinunterschluckt, bis das Tabakspulver keinen Geschmack mehr hat. Merk-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

würdigerweise scheinen weder Tabak noch Branntwein einen sonderlich schwächenden Einflufs auf das körperliche Befinden der Sakalava auszuüben. Leider knüpft sich an die Trinkgelage meist Zank und Streit an, der oft zu einem blutigen Ausgange führt. „Endaotsika hialy" („Lafst uns kämpfen!"), ruft der eine Zechgenosse dem andern zu, und der so Herausgeforderte mufs mit einem „Endao" („Heran mit Dir!") antworten, wenn er nicht seine Ehre und Selbstachtung preisgeben und fortan bei den Seinen als Feigling verrufen sein will. So holen sie denn ihre Waffen, und der Zweikampf beginnt. Missionar Walen wurde einmal zu einem Sakalava gerufen, der bei einer solchen Gelegenheit mit einem Speer eine tiefe Wunde in den Unterleib erhalten hatte und, trotzdem seine Eingeweide herausgequollen waren, noch lebte. Mit Thränen in den Augen bat der arme Bursche den Missionar um Hülfe; obgleich letzterer wufste, dafs keine Rettung mehr möglich war, so that er doch dem Todwunden den Gefallen, die Eingeweide wieder hineinzudrücken und die Wunde zu vernähen. Der schon ganz erschöpfte Sakalava starb bald danach an Peritonitis.

Die Eheschliefsung beruht bei den Sakalava auf einer völlig freien Übereinkunft beider Geschlechter, und es ist keine Rede von einem Handelsgeschäft, wie etwa bei den Sulu, wo der Mann die Braut erkauft. Die Sakalavafrau duldet in dieser Beziehung nicht die geringste unberechtigte Beeinflussung; sie ist ihres Mannes Frau, solange es ihr behagt — und keine Minute länger. Sobald ein junger Bursche — Kinderehen im eigentlichen Sinne des Wortes giebt es nicht — das Junggesellenleben satt hat, sieht er sich nach einem Mädchen um, das Lust hat, mit ihm in die Ehe zu treten. Sind die beiden Liebenden untereinander einig, so bittet der junge Mann seinen Vater, für ihn um das Mädchen bei deren Eltern zu werben; denn eine rechte Ehe mufs allezeit den Beifall der Eltern haben. Findet der Vater die Wahl seines Sohnes annehmbar, so begiebt er sich entweder selbst zu den Eltern des Mädchens oder schickt einen mit guter Redegabe ausgestatteten Freund an seiner Stelle; denn die ganze Angelegenheit mufs mit schönen, wohlgesetzten Reden abgewickelt werden. Daher bietet denn auch ein solcher Freiwerber alle seine Kunst auf, die guten Eigenschaften seines Schützlings in die günstigste Beleuchtung zu setzen. Der Brautvater dagegen strengt sich seinerseits an, zu zeigen, dafs seine Tochter eines so vortrefflichen jungen Mannes gar nicht würdig ist, bis er schliefslich durch die Versicherungen des Freiwerbers entwaffnet wird, die darauf hinausgehen, dafs kein Mädchen im ganzen Lande so wohlerzogen, so sittsam und schön sei, wie die Begehrte. Darauf eilt der Vertraute des Bräutigams zu diesem mit der frohen Nachricht zurück, dafs die Eltern des Mädchens nichts dawider haben, wenn letzteres den jungen Mann heiraten will. Es giebt mancherlei Gründe, um deren willen Sakalavaeltern sich bisweilen den Heiratsplänen ihrer Kinder widersetzen, z. B. wenn der eine Teil einem früheren Sklavengeschlechte angehört oder wenn der Verwandtschaftsgrad zu nahe ist. Wenn in einzelnen Familien die Verheiratung von Geschwisterkindern zugelassen wird, so geschieht dies nur ausnahms-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

weise; denn der gröfste Teil des Volkes hält derartige Ehen für „fali“, da so nahe Verwandte sich als Geschwister zu betrachten pflegen. Blutschande gilt für eine abscheuliche Sünde, die Gottes und der Väter Fluch auf die betreffende Familie herabzieht. Eines freien Mannes Ehe mit einer Sklavin oder das Umgekehrte ist als etwas Entehrendes verboten. Doch kann es wohl vorkommen, dafs ein trotziges Kind durch allerlei Drohungen, sich das Leben zu nehmen, seine Eltern veranlafst, eine derartige Ehe zu ermöglichen. Es geschieht dies damit, dafs der Familienvater sein ganzes Geschlecht zusammenberuft, ein Opfer darbringt und während des Opfergebetes, welches an die Väter gerichtet ist, den Sklaven oder die Sklavin in das alte freie Geschlecht aufnimmt, womit die betreffende Person den andern Kindern der Familie gleichgestellt wird; hat dann das Adoptivkind noch dem Könige seine Huldigung dargebracht, so steht der Ehe zwischen den Liebenden nichts mehr im Wege.

Die Hochzeitsgebräuche sind sehr schlicht und einfach. Hat der Bräutigam seine Hütte fertig gebaut, so wird der Tag bestimmt, an welchem die Braut in ihr neues Heim geleitet werden soll. Wohnt letztere in der Nähe, so versammelt sich am Abend kurz vor Sonnenuntergang eine Schar junger Frauen und Mädchen bei ihr, um sie durch das Dorf zum Bräutigam zu führen. Die Brautjungfern, wenn man sie so nennen will, umgeben die mit ihren besten Kleidern und Schmucksachen herausgeputzte, wohl eingefettete Braut wie eine Leibgarde und nahen mit ihr langsam dem Hause, wo die Schwiegereltern die Braut mit Händedrücken und Glückwünschen willkommen heifsen. Letztere sieht bei dieser Gelegenheit gewöhnlich etwas verlegen aus, da die begleitenden Mädchen ihr Lob aus allen Tonarten singen — und aufs Schmeicheln verstehen sich die Sakalava, das mufs man ihnen lassen. Inzwischen beschäftigt sich eine Anzahl junger Burschen, einen Ochsen, der das Hochzeitsmahl liefern soll, zu schlachten. Das Fleisch wird an die beiderseitigen Verwandten ausgeteilt; ein jedes nimmt seine Portion und verfügt sich in die eigene Behausung, um sie dort in Ruhe und Frieden zu verzehren; denn eine gemeinsame Mahlzeit wird nur in den seltensten Fällen veranstaltet. Die Schlachtung des Ochsen gilt eigentlich als eine Erklärung der Öffentlichkeit gegenüber, dafs zwei miteinander die Ehe eingehen, das beste Stück Fleisch erhält der Ortshäuptling, welcher damit zugleich offiziell von der Hochzeit in Kenntnis gesetzt wird. Irgend welche religiöse Handlung knüpft sich an die Hochzeitsfeier nicht. Einige Zeit nach derselben mufs der junge Ehemann, wenn er sich ein völliges Recht auf seine Frau und das zu erhoffende Kind sichern will, seinen Schwiegereltern einen Ochsen und den andern nahen Verwandten seiner Frau ein Stück Zeug oder einen grofsen Sack Reis zum Geschenk machen.

Fühlt eine Frau ihre Entbindung herannahen, so mufs sie aus dem Hause ihres Mannes wieder in das ihrer Mutter zeitweilig übersiedeln; sollte letztere nicht mehr leben, so sucht sie eine Tante oder sonstige nahe Verwandte auf. Hier wartet sie nicht nur die Geburt ihres Kindes ab, sondern bleibt überhaupt so lange, bis sie wieder

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

kräftig genug ist, ihren eigenen Haushalt zu versehen. Sobald das Kind das Licht der Welt erblickt hat, wird ihm der Kopf, besonders die Fontanelle, mit Fett eingerieben, um dadurch nach der Ansicht der Sakalava sein Gedeihen zu befördern. Auch werden sofort mehrere Gewehrschüsse abgefeuert, teils um der grofsen Freude über den Familienzuwachs Ausdruck zu geben, teils um die bösen Geister zu verscheuchen, die etwa mit schlimmen Absichten auf das Leben des Neugeborenen die Hütte umschleichen. In dem Hause, welches die Wöchnerin bewohnt, wird beständig ein tüchtiges Feuer unterhalten, und Verwandte, welche der Wöchnerin einen Besuch abzustatten wünschen, haben als „Wochensuppe" ein derbes Bündel Feuerholz mitzubringen. Mit Ausnahme der Mutter bekümmert sich um das kleine Kind niemand, da letzteres ja noch nichts zur Mehrung des Familiengutes beitragen kann. Daneben werden übrigens die Eltern, welche viele Kinder haben, von ihren Freunden glücklich gepriesen, weil nichts mehr geeignet ist, einer Familie Achtung bei ihren Nachbarn zu erwerben, als Kinderreichtum; der Hausvater einer solchen Familie hat alle Anwartschaft darauf, ein hervorragender Mann, ja wohl sogar zu gelegener Zeit Stammeshäuptling zu werden; und letztere Ehrenstellung schwebt jedem rechten Sakalava als das höchste Ideal vor. Am 8. Tage nach ihrer Niederkunft verläfst die Wöchnerin ihr Lager und macht einen kleinen Spaziergang, an den sich ein Fest anschliefst, bei welchem viel Pulver verknallt und noch mehr Rum vertilgt wird. Der Säugling erhält nun den allen Kindern in diesem Alter gegebenen Namen Naiky oder noch häufiger den gleichwertigen Kaiky, wobei es völlig gleichgültig ist, ob es sich um einen Jungen oder ein Mädchen handelt. Im südlichen Teile der Landschaft Fiherenga sind noch 2 andere gemeinsame Namen für kleine Kinder im Gebrauch, nämlich Adsa und Liaka. Wenn die Kinder so alt sind, dafs sie nicht mehr der mütterlichen Abwartung bedürfen, geben ihnen die Eltern oder Grofseltern die eigentlichen Rufnamen, wobei die Wahl des Namens häufig durch irgend ein Vorkommnis bestimmt wird, welches sich am Geburtstage des Kindes oder um diese Zeit ereignete. Bisweilen wählen sich die Erwachsenen neue Namen. Bemerkenswert ist, dafs unter den Sakalavanamen kein einziger mit einer der Vorsilben Ra oder Andria beginnt, wie dies bei den Stämmen im Inlande von Madagaskar so oft der Fall ist. Die z. B. bei den Hova und Betsibo so gebräuchlichen Namen Ratsìmandrèsy und Andrìantsalàma lauten demnach bei den Sakalava Tsìmandrèsy und Salàma. Hat das Kind das Alter von 1—2 Jahren erreicht, so wird das Haar auf dem vorderen Teile des Kopfes abgeschnitten, während das übrige Haar ungestört weiterwachsen darf.

Sind die Knaben 6 oder 7 Jahr alt geworden, so naht für sie die Zeit der Beschneidung heran; letztere ist seit uralten Zeiten unter den Sakalava gebräuchlich und offenbar nicht von irgend einem der anderen Inselstämme erst angenommen. Es gilt als eine grofse Versündigung gegen einen Knaben, denselben unbeschnitten aufwachsen zu lassen. Erreicht ein solcher das Jünglingsalter, so wird er von jedermann verachtet und als eine Memme angesehen. Erst die Be-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

schneidung macht, wie die Sakalava rühmen, aus ihnen tapfere Männer. Wenn die Eingeborenen von einem unbeschnittenen Manne reden, so gebrauchen sie bezeichnenderweise den Ausdruck Ebo, d. h. „Feigling, Thunichtgut", der sich weder aufs Kriegshandwerk, noch auf Mìla hanàna („Erwerbung von Reichtümern") versteht. Seine Kinder gelten ebenfalls als Ebo und dienen den andern zum Gespött. Ein unbeschnittener Sklave erzielt nur die Hälfte des Preises eines beschnittenen. Die Beschneidung selbst wird gewöhnlich mit einem Beil oder einem grofsen Messer ausgeführt und ist manchmal von verhängnisvollen Folgen für den Knaben begleitet, besonders wenn die betreffenden Männer, welche dabei thätig mitwirken, betrunken sind. Ist die Zeremonie vorüber, so schliefst sich ein von der Familie gegebenes Fest an, zu welchem alle Verwandten und guten Freunde eingeladen werden. Um das bei solchen Gelegenheiten übliche Opfer darbringen und zugleich die Gäste anständig bewirten zu können, mufs ein fetter Ochse sein Leben lassen. Zunächst beginnt dann der Vater mit einem Gebet des Inhaltes, dafs der Knabe ein starker Mann werden möge, erfolgreich in allen seinen Unternehmungen, reich an irdischem Gut und gesegnet mit vielen Kindern, die zuletzt zu einem grofsen und mächtigen Stamme anwachsen sollen. Nach beendigtem Gebete feuert der Knabe ein ihm dargereichtes Gewehr ab und legt sich, mit dem Gesichte abwärts, auf die Erde, worauf sein Vater ihm ein anderes Gewehr über den Rücken legt und in dieser Lage abfeuert. Der Schlufsakt der ganzen Feier aber besteht darin, dafs sämtliche Festteilnehmer dem Knaben auf den hinteren Teil seines Körpers gehörige Fufstritte versetzen, die ihn nach dem Glauben der Sakalava einst zu einem starken und tapferen Mann machen werden.

Unter Sakalavaeheleuten herrscht getrennte Vermögensverwaltung im strengsten Sinne des Wortes. Alles, was eine Frau etwa früher an Sklaven, Vieh oder anderen Vermögensstücken besafs, verbleibt ihr auch nach ihrer Verheiratung, und sie pflegt genau darauf zu achten, dafs sich das Ihrige nicht verringere; im Gegenteil, sie thut, was sie kann, um durch eigene Anstrengung und durch die Arbeitskraft ihrer Sklaven ihr Besitztum zu mehren. Der Mann seinerseits hat die Verpflichtung, den Unterhalt seiner Ehehälfte zu bestreiten und ab und zu eine tüchtige Portion Schimpfreden einzustecken, wenn er ihren Forderungen nicht immer gerecht wird. Ja, mehr als einmal mufs sich's solch ein geplagter Ehemann gefallen lassen, dafs ihn seine Frau bei der Obrigkeit zur Anzeige bringt, und warum? Weil der Mann sie ausgescholten hat, als sie den Haushalt vernachlässigte und ihn, wenn er von dem Fischfange oder dem Acker heimkam, nicht mit Speise und Trank versorgte. Der Entscheid des Häuptlings lautet dahin, dafs der Mann an seine Frau eine Strafsumme zu entrichten hat, wenn er sie noch länger als sein Eheweib um sich zu haben wünscht. Die Strafsumme wird natürlich von der Frau zu ihrem Vermögen geschlagen. Für gewöhnlich wird allerdings von der Frau erwartet, dafs sie sich des Haushaltes und der Kinder annimmt und die Sklaven anleitet, Reis und Mais zu stofsen, Wasser und Holz zu holen und das Essen zu

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

bereiten, bis die Mannsleute am Nachmittag heimkommen. Hat der Mann keine Sklaven, so müfste ja eigentlich die Frau alle diese Arbeiten übernehmen; aber nur gar zu oft läfst sie alles stehen und liegen und schilt noch obendrein den Mann fürchterlich aus, ohne dafs der letztere eine andere Wahl hat, als sich alles ruhig gefallen zu lassen, oder seine Ehehälfte ohne alle weiteren Umstände aus dem Hause fortzujagen.

Scheidungen sind daher bei den Sakalava ebenso häufig wie Hochzeiten. Ein häufig vorkommender Scheidungsgrund ist Kinderlosigkeit in der Ehe; in solchem Falle pflegt man in Frieden und Ruhe auseinanderzugehen, da die Frau findet, dafs ihr Mann nur von seinem guten Rechte Gebrauch macht, wenn er sie wieder nach Hause schickt. Hängen die beiden Gatten sehr aneinander, so kann es wohl auch vorkommen, dafs die Frau, um bei ihrem Manne bleiben zu können, demselben gestattet, eine Nebenfrau zu nehmen, um Kinder zu erhalten. Spricht aber der Mann das Verlangen aus, noch eine zweite Frau sich wählen zu wollen, so gilt das auch als ein Scheidungsgrund, und die erste Frau kann ihm mit der Erklärung den Rücken kehren, dafs, wenn sie allein ihm nicht mehr gut genug sei, sie seiner Liebe zu einer andern nicht im Wege stehen wolle. Untreue und Ehebruch kommen so häufig vor, dafs man sie selten als Scheidungsgrund gelten läfst, obschon in der Theorie bei den Eheleuten Treue vorausgesetzt wird. Treibt es der eine Teil zu arg, so kann es wohl vorkommen, dafs von dem Geschädigten entweder eine Geldbufse oder die Scheidung beantragt wird. Die Frau kommt aber auch hierbei besser weg; denn für diese ist es etwas Unbedeutendes, zusammen mit ihren Kindern wieder ins elterliche Haus zurückzukehren, wo sie ja noch ihre Sklaven und ihr Privatvermögen zur freien Verfügung hat. Thut dem Manne hinterdrein die Trennung leid, so bleibt ihm nichts andres übrig, als sich vor seiner Frau zu demütigen, um Verzeihung zu bitten und geduldig die ihm von den Häuptlingen zudiktierte Strafe, welche im Verhältnis zu seinem Besitztum steht, zu bezahlen. Die Kinder hängen ja wohl an ihrem Vater, auch wenn derselbe von seiner Frau nichts mehr wissen will; aber wünscht der Mann seine Kinder wieder bei sich zu haben, so mufs er auch die Frau mit in den Kauf nehmen.

Wie bereits angedeutet, ist die Vielweiberei den Sakalava nichts Unbekanntes; doch ist es nicht jedermanns Sache, sich mehr als eine Frau zu nehmen; nur die hervorragenderen und angesehenen Leute haben Anspruch darauf. So hatte König Lahimorisa von Fiherenga 8 Frauen, die ihn allesamt aus freiem Antriebe auf seine Werbung hin genommen hatten. Häuptlinge pflegen 2—3 Frauen zu haben, und ein wohlhabender Sakalava, auch wenn er nicht einem Häuptlingsgeschlechte entstammt, giebt sich gern ein gewisses Ansehen dadurch, dafs er sich noch eine „kleine“ Frau nimmt. Wollte es sich aber ein gewöhnlicher Mann einfallen lassen, eine zweite Frau zu nehmen, so würde er von allen als ein eingebildeter Narr verlacht werden; und da ein Sakalava in dieser Beziehung sehr empfindlich ist, so begnügt er sich lieber mit einer Frau. Erst wenn die Frauen dessen gewifs sind, dafs ein Mann in den Augen ihrer Landsleute be-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

rechtigt ist, mehr als eine Frau zu nehmen, finden sie eine Ehre darin, in einem Hause die „kleine“ Frau zu sein. Der Verkehr zwischen den einzelnen Frauen eines Mannes ist bisweilen ein ganz gemütlicher, zumal wenn der Hausherr so klug ist, keine von ihnen besonders zu bevorzugen. Geschieht aber das letztere, so ist's mit der Ruhe und dem häuslichen Frieden vorbei; daher wird denn auch ein Polygamist mit dem sehr bezeichnenden Worte Mampirafi benannt, d. h. „Einer, welcher zu Zank Anlafs giebt“. Selbst einem Könige wird's manchmal vor seinen erbosten Frauen bange; so äufserte eines Tages König Lahimorisa dem Missionar Roestvig gegenüber: „Wenn die Frau wild wird, dann sind wir Männer übel dran!“ Er war nämlich am selben Tage von einer der Königinnen gestraft worden und mufste zahlen, was sie verlangte. Schlägereien kommen übrigens zwischen Eheleuten höchst selten vor; denn ein Mann, welcher sich an seiner Frau vergreift, gilt in den Augen der Sakalava für ehrlos. Selbst in der Trunkenheit nehmen sich die Männer in dieser Hinsicht sehr zusammen; sie mögen dann noch so erregt und aufgebracht sein, so haben sie doch immer so viel Selbstbeherrschung, ihre Frauen nicht zu schlagen. Wenn niemand sich an eine Schar bewaffneter und betrunkener Männer, die oft für ihre Umgebung eine arge Last werden, herangetraut, so kann man ruhig Frauen herzutreten und die wütende Rotte entwaffnen sehen, ohne dafs sich dieselben auch nur über einen gelinden Stofs beklagen könnten. Dem Dazwischentreten von Sakalavafrauen hatten auch die beiden norwegischen Missionare Roestvig und Walen die Rettung ihres Lebens zu verdanken, als sie auf ihrer Station Tullear im Januar 1875 von den Eingeborenen überfallen wurden.

Die grofse Macht, welche die Sakalavafrauen ausüben, hat ihren letzten Grund in der hohen Wertschätzung, welche im Sakalavalande die Mütter von seiten ihrer Kinder geniefsen. Der Muttername ist dem Sakalava heilig, und derjenige, welcher seine Mutter nicht achtet, gilt als das verwerflichste Scheusal. Kein Sakalava wird es dulden, dafs seiner Mutter etwas Schlechtes nachgeredet wird, und es kann sich einer leicht durch ein unbedachtes Wort in dieser Richtung einen Eingeborenen zum Todfeinde machen. Jemandem bei dem Namen seiner Mutter zu fluchen, gilt als die gröfste Schmach, die man einem anthun kann; dagegen gilt ein bei dem Namen der Mutter geleisteter Schwur in den Augen der Sakalava höher als ein anderer, bei dem Gott angerufen worden ist. Einen Unglücklichen hört man wohl leise klagen: „Mutter, Mutter, Mutter!“ und auf den Lippen des Sterbenden ist es oft das letzte Wort. Es ist, als ob die dem Mutterherzen eigene Liebe und Nachsicht die sonst so unbändigen Sakalava überwältigt hätte. In den Gesprächen der Eingeborenen kann man nicht selten Äufserungen fallen hören, wie die folgenden: „Ist die Mutter gestorben, so haben wir niemanden, der uns fernerhin liebt, wenn uns auch sonst alles nach Wunsch geht. In Krankheit und Not hört die Liebe der Geschwister, ja oft die des Vaters auf; nur die Mutter leidet mit uns; sie pflegt und hegt ihr Kind, solange sie sich rühren kann.“ Und es ist wahr; selbst die ekelhafteste Krankheit schreckt sie nicht ab;

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

sie sitzt bei ihrem Kinde, welches in guten Tagen die Mutter vielleicht mit der gröfsten Gleichgültigkeit behandelte. Einen deutlichen Beweis, wie heilig der Muttername dem Sakalava ist, empfing Missionar Roestvig in Tullear. Zur Nachtzeit umringte einmal eine wilde Schar die dortige norwegische Missionsstation, mit der Absicht, dieselbe auszuplündern. Roestvig schlief ruhig in seinem bescheidenen Grashause, ohne eine Ahnung davon zu haben, dafs draufsen die Räuber beratschlagten, was sie mit dem Missionar machen sollten, wenn sie seine Wohnung ausräumten. Einige machten den Vorschlag, Roestvig zu töten, weil es gefährlich wäre, ihn während der Plünderung zusehen zu lassen, „da die Weifsen solche Scheusale wären, sich zu wehren". Andere wollten sich mit der Bewachung des Missionars begnügen; dann wäre jeder Gefahr vorgebeugt. Nur ein Mann, welcher sonst bei dergleichen Gelegenheiten der getreueste Spiefsgeselle des Räuberhauptmanns war, safs ruhig dabei und hörte zu, bis er plötzlich die Verhandlungen mit der an den Anführer gerichteten Frage unterbrach, ob er seine im Grabe liegende Mutter hochachte. Auch der wildeste Räuber stutzte bei dieser eindringlichen Frage, die der Häuptling mit einem selbstverständlichen Ja beantwortete. „Du weifst", fuhr jener Mann weiter fort, „dafs ich deiner Mutter Bruder bin. Ich habe mir nun vorgenommen, in dieser Nacht über Roestvig zu wachen. Greifst du ihn an, so erzürnst du deine Mutter." Der Räuberhauptmann, welcher keine geringere Persönlichkeit als der Königssohn Lahimangangatse war, sonst der reine Bluthund, kam zu dem Entschlusse, sich dem Zorn seiner Mutter nicht auszusetzen, und verliefs mit seiner Bande in aller Stille die Station, ohne sogar, wie sonst öfters, wenigstens einen sogenannten „freundschaftlichen Besuch" — die gelindere Form der Plünderung — beim Missionar abzustatten. Der Sakalava, welcher durch sein Dazwischentreten Roestvig mindestens vor der Plünderung bewahrte, war letzterem vollständig unbekannt; es war dies sehr auffällig, denn für Geld und gute Worte hätte wohl auch ein anderer Sakalava einen solchen Liebesdienst seinem Freunde erwiesen, aber ohne Entgelt so etwas zu thun, ist bei den Sakalava unerhört.

Was das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern anlangt, so ist es in der Regel ein gutes, solange die Kinder noch klein sind; speziell zwischen Mutter und Kind pflegt allezeit ein gutes Einverständnis zu herrschen. Besondere Umstände wirken natürlich einschränkend auf die allgemeine Regel ein. Die Verbindung zwischen den einzelnen Familien und Geschlechtern im weiteren Sinne des Wortes ist bei den Sakalava eine engere als unter den zivilisierten Völkern. Ein Sakalava kann erst dann auf ein freundschaftliches Verhältnis zu seiner Umgebung rechnen, wenn er mit derselben in Geschlechtsgemeinschaft steht; fehlt diese Bedingung, so fühlt er sich auf unsicherm Boden. Das, was wir mit Kinderzucht bezeichnen, fehlt bei den Sakalava vollständig. Die Kinder thun, was sie selbst für gut befinden; nur dürfen sie anderen Kindern nichts zuleide thun. Ist etwas derartiges geschehen, so klagt der geschädigte Teil die Gegenpartei an, und sofort wird unter den beiderseitigen Familien Gericht gehalten,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

um den schuldigen Teil herauszufinden, der dann zur Sühne mit einer Geldstrafe belegt wird. Einem alt gewordenen Vater gegenüber zeigen die Kinder oft eine entsetzliche Gleichgültigkeit, besonders wenn derselbe nicht mehr imstande ist, für seinen Lebensunterhalt zu sorgen; ein Beispiel davon führt Missionar Roestvig aus der Nähe von Tullear an. Dort lebte ein alter Häuptling, dem es sehr sauer wurde, noch aufs Feld zu wandern und dort sich das Nötige zum Leben zu erbauen; niemand half ihm bei der Arbeit, und eines Tages hatte ihm ein habgieriger Sakalava sogar sein Arbeitszeug und seinen Speer geraubt. Bald wurde er so schwach, dafs er von der Matte in seiner halbverfallenen Hütte nicht mehr aufstehen konnte. Seine Söhne, die als angesehene Familienväter unmittelbar neben ihm wohnten, bekümmerten sich nicht im geringsten um ihn; ja sie nahmen sogar die Sklaven ihres Vaters völlig für sich in Anspruch, so dafs diese nicht einmal nach ihrem Herren sehen konnten. Wie klagte da der Alte über seine Söhne — und die Töchter waren auch nicht viel anders; jedoch kam wenigstens eine derselben von Zeit zu Zeit, um nach dem Vater zu sehen und ihn so abzuwarten, als ob er ein Schwein wäre. Bezeichnenderweise versicherte der Alte, nach seinem Tode werde er wiederkommen, um seine Kinder zu töten und damit Rache für ihre Hartherzigkeit zu nehmen. Als eines Abends die eine Tochter in seiner Hütte Feuer angezündet hatte, fiel der Alte in der Schlaftrunkenheit in die Flammen und mufste unter schrecklichen Schmerzen sterben. Und das war ein mächtiger Mann, ein Häuptling gewesen. Um die Tragikomödie voll zu machen, veranstalteten die Kinder ihrem Vater ein prunkvolles Leichenbegängnis. Ähnliche Vorfälle wiederholen sich auch an anderen Orten im Sakalavalande; Kranke und Alte fallen dem Hungertode und dem Mangel an jeglicher Pflege zum Opfer; besonders häufig trifft alte Sklaven dieses Geschick. Abgemagerte Geschöpfe schleppen sich zwischen den Hütten umher und raffen die ekelhaftesten Abfälle auf, um ihren Hunger damit zu stillen. Die Sklaven selber haben übrigens darin einen gewissen Gemeinsinn, dafs sie einander in solcher Not beistehen. Aber wenn die freien Sakalava für die Ihrigen nur schwer ein Opfer bringen mögen, so läfst sich leicht ermessen, dafs bei den Sklaven die Nächstenliebe in der bescheidensten Form auftritt.

Eine Nationaltugend der Sakalava ist ihre Gastfreundschaft. Europäer, die blofs längs der Küste reisen, lernen dieselbe freilich so gut wie nicht kennen. Kommt man aber weiter hinein ins Land, so wird einem bald deutlich, dafs man sich unter einem gastfreien Volksstamme befindet. Es wird als eine Ehre angesehen, dem Wanderer, auch wenn er nicht zum Geschlechtsverbande gehört, ein Nachtlager, sowie Speise und Trank anbieten zu können; ebenso verlangt die Sitte, dafs man den Besucher zur Teilnahme an der Mahlzeit einladet, wenn die Familie gerade damit beschäftigt ist. Alles sitzt dann im Kreise um den Maistopf, und der einzige Löffel macht so lange die Runde, bis der Topf leer ist. Einzelne Tagediebe versuchen sich diese gute Sitte zu nutz zu machen, indem sie von Hütte zu Hütte herumstrolchen und allerorten sich satt essen. Die Leute kommen indes schnell hinter

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

einen derartigen Mifsbrauch ihrer Gastfreundschaft und weisen dem Betreffenden bald die Thür. Will ein Häuptling einem Europäer eine besondere Ehre erweisen, so schenkt er ihm einen jungen Stier oder eine Kuh, einen Korb Reis oder sonstiger Feldfrüchte; und wenn es bescheidener ausfällt, eine Henne oder anderes Federvieh. Gebräuchlich ist bei den nicht in Geschlechtsverwandtschaft stehenden Sakalava die Fatidrà oder sogenannte Blutbruderschaft, bei welcher die Betreffenden sich gegenseitig die Brust blutig ritzen und das mit Wasser vermischte Blut trinken. Während der Handlung werden eine Menge Segenswünsche und zugleich Flüche über den Bundesbrüdern ausgesprochen; die ersteren sollen in Erfüllung gehen, wenn beide das Versprechen gegenseitiger Unterstützung treulich halten; die letzteren sollen über das Haupt des eidbrüchigen Teiles kommen. Europäische Händler, die von Hoffnung auf eine gesichertere Stellung mit den Häuptlingen des Landes Fatidrà eingegangen sind, haben gewöhnlich mehr Schaden und Ärger als Nutzen davon gehabt. Der habgierige Sakalava pflegt nämlich unter dem Vorgeben, in Not geraten zu sein, das Eigentum des weifsen „Bruders" als das seinige mit anzusehen; denn die Blutbruderschaft verpflichtet zur gegenseitigen Unterstützung in Notfällen. Kommt nun der Europäer den unverschämten Ansprüchen des Sakalava nicht nach, so gilt der Bund für gebrochen, und die bitterste Feindschaft tritt an seine Stelle. Wenn Häuptlinge dem Missionar Roestvig zuredeten, mit ihnen den Bund einzugehen, so pflegte er die Ehre damit abzulehnen, dafs er seinerseits eine derartige Schutzmafsregel für völlig überflüssig erklärte, da „sein Herz rein sei" und er gegen alle Menschen nur Gutes im Sinne habe.

Kleinere Mitteilungen.

Giftige Seetiere in der Südsee. — Wie Missionar W. Gill aus seinen reichen Erfahrungen mitteilt, gilt auf den Hervey-Inseln als eins der giftigsten Seetiere die sogenannte Weifsmuschel = Seekrabbe (Angatea). Bei den Eingeborenen gilt als Regel: Alle Landkrabben sind gut, Seekrabben verdächtig. Gelegentlich begeht ein Insulaner in einem Wutanfall oder aus Eifersucht Selbstmord, indem er die erwähnte Seekrabbe verzehrt. Und doch giebt es wieder einzelne, welche diese gefährlichen Krustentiere ohne schlimme Folgen geniefsen. Viele Fälle von zufälliger Vergiftung durch diese Tiere sind zu Gills Kenntnis gelangt; ein besonders ergreifender Fall war der, welcher einen alten Christen und seine Tochter auf Rarotonga betraf. Mit Mühe öffnete man ihnen die Kinnladen, um ein starkes Brechmittel einzugeben; der alte Mann starb noch in derselben Nacht, und nur die Tochter blieb am Leben. Ein anderer Fall betraf einen Mann in den besten Jahren, welcher von einer Weifsmuschelkrabbe afs, während seine Frau den nie länger als 1 Stunde währenden Frühgottesdienst besuchte. Wer

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena

Jahr/Year: 1889

Band/Volume: 7

Autor(en)/Author(s): Kurze G.

Artikel/Article: Das Volk der Süd-Sakalava 106-120